

Sächsische Volkszeitung

ersch. täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljährl. 1 M. 50 Pf. (ohne Postgeb.).
Post-Verzeichnisnummer 6859.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11-1 Uhr.
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 270.

Katholiken: Virgilius.

Freitag, den 27. November 1903.

Protestanten: Simon Metaph.

2. Jahrgang.

Ein Staatsbeamter gegen die konfessionellen Schulen.

Bei dem Rektoratsessen in Bonn hat der dortige Universitäts-Kurator Herr v. Rottenburg es für taftvoll gehalten, in der Tischrede, welche in das Hoch auf die Universität ausklang, eine scharfe Polemik gegen die konfessionelle Schule einzuflechten. Die Anwesenheit des Prinzen Eitel Fritz hat ihn nicht abgehalten, das Wort, das ihm zu einem gemüthlichen Trinkspruch überlassen war, zu einer ungemüthlichen Streitrede auszunutzen. Wir wissen nicht, welche Herren im einzelnen an der Tafel gesessen haben; aber wohl wissen wir, daß zu der Universität Bonn auch Professoren und Kommissionen gehören, die für die konfessionelle Schule sind, und zwar nicht bloß Katholiken, sondern auch positive Protestanten.

Herr v. Rottenburg meinte u. a.: „Nur in der Simultanschule läßt sich Gehorsam gegen das ideale Gebot der Nächstenliebe anerkennen.“ Wenn man „Nächstenliebe“ in dem weiteren Sinne der Rücksichtnahme auf die Befühle und Interessen der anders denkenden Mitmenschen auffaßt, so würde Herr v. Rottenburg durch seine Rede den Beweis geliefert haben, daß er nicht die angeblichen Wohltaten der Simultan-Erziehung genossen hat.

Sein deplazierter Ausfall auf die Konfessionsschule ist aber nicht bloß eine Rücksichtslosigkeit, sondern auch eine verzeihliche Unwissenschaftliche Leistung. Der Herr Universitäts-Kurator macht einen tendenziösen Trugschluß, der in die Handbücher der Logik als abschreckendes Exempel aufgenommen werden kann. Die Freunde der konfessionellen Schule, sagte er, behaupten, daß nur die Religion der Verdrängung des Idealismus durch den Materialismus Einhalt tun könnte. Also, so fährt der Redner fort, muß der Katholik den spezifisch katholischen Dogmen die erzieherische Wirkung in der Richtung des Idealismus zuschreiben und der Protestant muß von den spezifisch protestantischen Dogmen dasselbe ausagen. Diese Schlussfolgerung ist ganz willkürlich und grundlos. Wenn ich z. B. gegen einen Zukunftsstaats-Redner bemerken würde: „Ich will meine Kinder in meinem eigenen Hause erziehen, weil ich die elterliche Pflicht für die allerbeste halte“ — so liegt darin durchaus nicht die Behauptung, daß gerade die Eigentümlichkeiten meines Hauses einzig und allein eine gute Erziehung herbeiführen, und daß in anderen Häusern keine vernünftigen Kinder aufwachsen könnten. Ebenso steht es bei der Verantwortung der nationalen Erziehung; der Deutsche fordert die national-deutsche Erziehung, der Franzose die national-französische, jeder hält seine Art für seinen Bereich für die beste, aber es fällt ihm nicht ein, zu behaupten, daß der erzieherische Wert nur in den spezifischen Eigenarten liege, und daß nicht auch in dem andern Lande tüchtige Bürger erzogen werden könnten. Was aber jeder

einstichtige Patriot hüben und drüben verurteilen wird, ist die neutrale Erziehung in nationaler Hinsicht, die Heranbildung von neutralen Jünglingen, die nicht recht deutsch und auch nicht recht französisch sind und selbst nicht wissen, zu welcher Nation sie gehören sollen und wollen.

Der Herr Kurator verwechselt bei seinem Trugschluß die Unterscheidungslehren mit der triebkräftigen Eigenart. Das Wesentliche ist die Durchdringung der ganzen Erziehung von einer konkreten Religion, das Hineinwachsen des Kindes in das Bekenntnis und die Übung seiner Konfession. Darin steht das allgemeine Heilmittel gegen Materialismus und Unsitlichkeit, wenn auch die religiösen Systeme unter sich Abweichungen aufweisen. Wir halten die katholische Erziehung für das allerbeste Heilmittel; aber wir lassen den evangelischen Eltern das Recht, ihre Kinder in ihrer Religion erziehen zu lassen, und erkennen zugleich an, daß ein Kind, welches zu einem vollbewußten, treuen Mitgliede der evangelischen Religionsgemeinschaft erzogen worden ist, an Idealismus und Tugend viel eher festhalten kann, als ein im Unglauben oder religiöser Gleichgültigkeit erzogenes Kind.

Falsch ist ferner die Behauptung des Herrn Kurators, daß die konfessionelle Schule Vorurteile und Unverträglichkeit zeitige, während die Simultanschule die Pflanzstätte der idealen Nächstenliebe sei. Die Erfahrung hat das Gegenteil gelehrt: die unnatürliche Vermengung führt zu Reibungen, während die konfessionelle Schule das Motto bestätigt: scheidlich — scheidlich!

Der Herr Kurator findet nichts „Abnormes“ darin, daß wir seit 1870 materialistischer geworden. Jedenfalls ist das aber bedauerlich und auch (vergl. die Sozialdemokratie!) gefährlich. Die Simultanschule mit ihrer „konfessionellosen Moral“, eine Moral ohne überzeugende Grundlagen und ohne praktische Triebkraft, würde das Wachstum der Sozialdemokratie noch fördern. Es ist bedauerlich, wenn ein Universitäts-Kurator sogar in Trinksprüchen mit diesem gefährlichen Feuer spielt.

Er ist auch preussischer Staatsbeamter. In der preussischen Verfassung ist die konfessionelle Schule begründet; wenn ein preussischer Staatsbeamter gegen die konfessionelle Schule agitiert, so agitiert er gegen die Staatsverfassung, und das ist doch wirklich nicht seines Amtes.

Der Prozeß Kwidleda.

Nach 20tägiger Verhandlung wurde das Urteil im Prozeß Kwidleda wegen Kindesunterziehung von den Berliner Geschworenen gesprochen. Wie nicht anders von der Öffentlichkeit erwartet wurde, welche den Verlauf des Prozesses mit Spannung verfolgte, wurde gegen die Angeklagten Graf und Gräfin Kwidleda und die als mitschuldig angeklagten Frauen Knoska und Schwiatkowska, der volle Freispruch gefällt. — Der 18., 19. u. 20. Tag wurde mit Neben

der Staatsanwälte und der Verteidiger ausgefüllt. Hierbei kam es zu höchst bedeutsamen Momenten, welche geeignet sind, von den Gesetzgebern gründlich studiert zu werden. Wir werden noch ausführlich darauf eingehen; für heute möge der interessante Verlauf der Verhandlungen folgen.

Der Staatsanwalt Dr. Müller entrollt in seiner Rede noch einmal die ganze Anklagegeschichte. Es gelingt ihm nicht, ein neues Glied in die Indizienkette einzufügen. Die Hauptzeugin Hedwig Andruszewska sucht er gegen die absprechenden Aussagen zu schützen; das Schnüffertalent des „Blindhundes“ Huchelst wird hervorgehoben. Es sei erwiesen, daß die Cäcilie Meyer in Warschau ein Kind in der kritischen Zeit um 100 Fl. verkauft habe, und daß dieses nach Berlin geschafft worden sei. Die Kette der Beweise, die hier nicht schließen will, da nicht bewiesen werden kann, daß Gräfin Kwidleda das Kind gekauft hat, sollte der Staatsanwalt mit dem Appell an die Geschworenen aus:

„Wenn Sie dieser meiner Ansicht folgen und das verdächtige Verhalten der Gräfin vor und nach der angeblichen Entbindung, das durch nichts zu bestrafen ist, berücksichtigen, ferner die ehe- und wirtschaftlichen Verhältnisse und den miserablen Aufenthalt der Gräfin in Paris, so können Sie sich der zwingenden Beweislast solcher Tatsachen unmöglich entziehen. Die Beweise sind so zwingend und überzeugend, daß man sich eigentlich an den Kopf fassen und sich fragen muß, warum es erst nach der Enttollung eines so falschen Beweismaterials bedurft. Wer logisch denken kann, der muß sich zu der Ueberzeugung bekennen, daß die Gräfin das Verbrechen begangen hat. Wenn Sie noch mehr Beweise verlangen sollten, dann würden Sie dem viel angefeindeten Schwurgerichtsvorstand direkt das Todesurteil sprechen. (Lurche auf der Geschworenenbank.) Die Gräfin ist schuldig und zwar schuldig der Kindesunterziehung, um dadurch Vermögensvorsorge zu erlangen. Um nichts und wieder nichts wird diese Gräfin sicher nicht ein fremdes Kind annehmen und ihr eigenes Recht behaupten.“

Der Staatsanwalt mag diese Emphase für sich entschuldigen können vor Gericht; jedoch lehrt sich die schärfste Waffe gegen den eigenen Leib, wenn sie lächerlich wird. Folgende Sätze verdienen die entschiedene Zurückweisung, die ihnen später durch die Verteidigung wurde. Der Staatsanwalt sagte:

„Zeigen Sie durch Ihren Spruch, daß der alte Satz noch immer Wahrheit hat: Es gibt noch Richter in Berlin! Ja, zeigen Sie, daß es noch Richter in Berlin gibt, die sich nicht auf der Nase herumtanzen lassen von finsternen Scheinmächten und von Leuten, die verneinen, Meineid auf Meineid schwören zu können, und die nachher bei ihrem Geistlichen bedauern. Sie vollführen ein Kulturverbrechen ersten Ranges, wenn Sie die Leute, die sich in trögigen Sozialdemagogie gegen unsere Staatsordnung auflehnen, nicht schuldig machen.“

Die Rede des Verteidigers, Justizrat Dr. Bronker, ist ein Meisterwerk; wir lassen sie hier im Auszug folgen: Herr Staatsanwalt Dr. Müller hat gestern mit Emphase betont, daß es den Kampf ums Recht gelte. Aber die königliche Anklagebehörde hat nicht allein das Vorrecht, das Recht zu finden, gepachtet, auch wir nehmen es in Anspruch für uns. Das objektive Recht hier zu finden, wird Ihre Aufgabe sein. Die Art, wie der

Blei im Herzen.

Erzählung von J. A. von der Lans.

Aus dem Holländischen überlegt von L. van Heemstede.
(10. Fortsetzung.)

Und innig drückte er ihre kleine, weiche Hand.
„Dann darf ich gewiß auch hoffen, daß Du mir Deine Zustimmung geben wirst zu dem, was ich heute früh von Dir verlangt habe?“

„Tue, liebes Kind, was Dein Herz Dir eingibt! Wenn Du im Kloster Dein Glück zu finden glaubst, so will ich Dich daran nicht hindern!“

Sie dankte ihm mit einer kindlichen Umarmung. Und obgleich der Gedanke, diese liebevolle Tochter entbehren zu müssen, ihm das Herz mit neuer Behmut erfüllte, empfand er doch zugleich die süße Freude, schon eine Seele glücklich gemacht zu haben.

17.

Die alte Frau Werks sah, mit der Rage im Schoß, vor der Türe ihres Hauses auf der grünen Holzbank und ließ, während sie das Tier streichelte, ihre Blicke achlos über die hohen Georginen und Sonnenblumen ihres Gartens schweifen.

Blötzlich fiel ihr Auge auf einen Spaziergänger, den sie jenseits der nickenden Blumenkrone und der grünen Hecke gewahrte. Es war ein städtisch gekleideter Herr, wie man sie in dem stillen Dorfe selten zu sehen bekam, und da er seinen Hut wegen der Wärme in der Hand trug, fiel es ihr sofort auf, daß er ein ganz graues Haupt hatte.

In der Nähe ihres Hauses schien der Wanderer seine Schritte etwas zu mägen; er schaute sich auch nach allen Seiten um, wie Jemand, der eine Stelle wiederzuerkennen sucht, die er schon seit langen Jahren nicht mehr betreten hat. Er näherte sich der Hecke, und schaute hinüber zwischen den Blumen durch, sodas Frau Werks für sich hin sagte: „Was mag der Herr hier wollen?“

Gerade wollte sie aufstehen, um nach seinem Begehre zu fragen, und hatte die Rage schon verjagt, als der Herr

den schmalen Pfad betrat, der zu der Türe ihrer Wohnung führte.

Frau Werks ging ihm entgegen, wahrscheinlich wollte er nur nach dem Weg fragen. Einige Schritte von ihr entfernt, blieb der alte Herr aber plötzlich stehen, und indem er die gute Frau scharf fixierte, fragte er lächelnd: „Kennt ihr mich denn nicht mehr, Frau Werks?“

Sie machte große Augen, und diese Augen sprachen ein deutliches Nein.

„Es ist auch schon sehr lange her, Frau Werks — es mögen wohl dreißig Jahre darüber vergangen sein, als ich Euch zuletzt gesehen habe, aber ich habe Euch doch sofort erkannt.“

„Wirklich?“ fragte die gute Frau erstaunt und noch immer in ihrem Gedächtnis lebend.

„Ja, es kann wohl sein, daß ich in diesen dreißig Jahren mehr gealtert bin, wie Ihr, Frau Werks. Ihr seht noch sehr rüstig aus!“

Der Alten schien inzwischen ein Licht aufgegangen zu sein.

„Doktor de Bries!“ rief sie, „richtig, da hab' ich's heraus! Ei, sieh da, Doktor, sind Sie es wirklich? Ich hätte Sie wirklich kaum erkannt, so alt sind Sie geworden!“

„Ja, Frau Werks, in dreißig Jahren erlebt man so manches, das einem tiefer wie an die Haut geht. Ihr werdet Euer Teil auch wohl mitbekommen haben. Und nun erzählt mir einmal, wie es Euch geht?“

Sie hatten sich nebeneinander auf die Bank gesetzt.

„Es geht mir gut, Doktor!“ entgegnete die Frau. „Gott sei Dank! Meine Kinder sind sämtlich verheiratet. Gannes wohnt hier bei mir auf dem Hof und wirtschaftet ausgezeichnet. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken.“

„Euren guten Mann habt Ihr wohl schon lange verloren?“

„Ja, Gott hab' ihn selig!“ entgegnete die Frau mit einem Seufzer. „Allerheiligen werden es schon siebenzehn Jahr. . . Ich habe ihn sehr entbehrt, besonders in der ersten Zeit, als die Kinder alle noch klein waren. . . es

war keine geringe Aufgabe für eine Wittfrau. Aber der liebe Gott hat sich meiner angenommen und Alles zum guten gelenkt. Ich darf nicht klagen. . .“

„So, so, ist er schon so lange tot?“ sagte der Doktor nachdenklich. „das war ein harter Verlust für Euch, Frau Werks.“

„Und Ihre Frau, Herr Doktor, die lebt gewiß noch?“ fragte die gute Seele teilnehmend.

„Was soll ich darauf antworten?“ entgegnete dieser zögernd, ihr wehmütig-ernst in die treuerberzigen Augen schauend, die verwundert zu ihm aufblickten. „Sie lebt allerdings noch, aber sie ist leider tot für mich und meine Kinder. Sie ist im Irrenhause.“

„Gütiger Gott, dann ist es doch eingetroffen, was man hier im Dorf immer von Fräulein Jettchen, der Tochter des Notars, gesagt hat.“

„Was hat man denn gesagt?“

„Die wird vor Stolz gewiß noch einmal überdrehen, sagten die Leute immer.“ brachte die Bäuerin zögernd hervor, indem sie den Doktor, den sie durch diese Bemerkung verletzt zu haben fürchtete, verlegen ansah. Aber dieser schaute trübe vor sich hin.

„So sagten die Leute das?“ murmelte er in Gedanken.

In seinem Innern mußte er dem Scharfsmut der einfachen Dorfbewohner Anerkennung zollen, denn die Großmännlichkeit war wirklich ihr Unglück gewesen, laut aber sagte er: „Vom Stolz hat sie es doch nicht bekommen, sondern vom Schrecken!“ Und er erzählte in kurzen Worten den traurigen Hergang, der ihre hoffnungslose Geistesumnachtung herbeigeführt hatte.

Die gute Frau schlug die Hände zusammen und schüttelte mitleidig den Kopf.

„Da haben Sie aber wirklich schreckliche Dinge erlebt, Herr Doktor! Kein Wunder, daß Sie graue Haare davon bekommen haben; dergleichen Dinge setzen dem Menschen zu. . . Und haben Sie noch mehr Kinder?“

„Noch zwei Töchter. Die ältere — sie heißt Henriette wie ihre Mutter — ist glücklich verheiratet mit Doktor Weever, den werden Sie vielleicht kennen?“ (Fortf. folgt.)